

Jürgen Bozsoki

CAMINO- WELT

MEIN PILGERWEG DURCH
PHILOSOPHIE UND THEOLOGIE

© 2021 Jürgen Bozsoki

Umschlaggestaltung: Mag. Ines Pelz (PMedia & Marketing)

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin/des Autors:
Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien
www.buchschmiede.com

ISBN:

978-3-99129-001-8 (Paperback)

978-3-99125-999-2 (Hardcover)

978-3-99129-000-1 (E-Book)



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig.
Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Für Amelie

*„Nach Jerusalem wandert man, um Jesus zu finden,
nach Rom geht man zum Papst,
doch auf dem Pfad nach Santiago de Compostela
sucht man sich selbst.“*

SPANISCHES SPRICHWORT

Inhaltsverzeichnis

EINLEITUNG	7
1 (NEU-) ANFANG	21
2 ZWISCHEN LEBEN UND TOD	39
3 ALLES NUR LEGENDE?	57
4 GOTT – EINBILDUNG ODER REALITÄT?.....	69
5 CAMINO-MEDIZIN FÜR POLITIKER	85
6 DER FERNE ALLAH	100
7 DAS BIBEL-PARADOXON	115
8 DAS ULTIMATIVE ZIEL.....	125
9 GLEICHES HEIL FÜR ALLE?	138
10 HABT (KEINE) ANGST.....	149
11 WARUM JESUS?	157
12 AUFERSTEHUNG	170
13 DER EWIGE ZWEIFEL	185
14 DER EROS DES CAMINO.....	195
15 DAS EISENKREUZ UND DER TOD	210
16 (UN-) SINN DES LEIDES.....	225
17 FREI SEIN – ODER DOCH NICHT?	243
18 WEG DES TROSTES	255
19 WIE GLÜCKLICH MACHT GLÜCK?.....	271
20 DIE UMARMUNG DES JAKOBUS	282
21 WAS BLEIBT VON DER CAMINO-WELT?	292

EINLEITUNG

Ruhig und regelmäßig atmend lag sie vor mir. Ich hielt ihre Hand und versuchte Abschied zu nehmen. Diesmal für immer. Doch es gelang mir nicht loszulassen. Jede Bewegung und jeder Atemzug wurden vom Geräusch einer Maschine begleitet. Ein, aus - ein, aus. Es schien alles wie immer.

Vor mir lag meine Freundin Alina, deren Körper künstlich am Leben gehalten wurde. Ihr Hirntod raubte mir die letzte Hoffnung auf ein Wunder. Als besonders tragisch erschien mir dabei, dass sie erst 24 Jahre alt und völlig gesund war. Durch ein Missgeschick erstickte sie an einer Zucchini. Obwohl wiederbelebt und ins Spital eingeliefert, konnten ihr die Ärzte nicht mehr helfen. In diesem Moment erfuhr ich eine Ohnmacht von einer Dimension, die ich bislang nicht annähernd kannte. Dabei war mir das Gefühl, wenn Menschen sterben und sich Trauer einstellt, alles andere als fremd.

Dennoch, dieses Mal war alles ganz anders. Niemals zuvor fühlte ich einen derartigen Schmerz. Er war so groß, dass ich Schreie ausstieß. Schreie, wie ich sie bislang nur von Müttern kannte, die auf tragische Weise ihr Kind verloren.

Als ich eine Woche zuvor von einer, mir bis dahin unbekann-

ten Freundin Alinas, über deren Unfall informiert wurde, war ich neben der Sorge um ihr Überleben mit einem Rätsel beschäftigt: Wer war Alina *wirklich*?

Ich kannte sie etwa ein halbes Jahr. Obwohl ich sie anfangs keineswegs als „Traumfrau“ wahrnahm, entwickelte sich durch ihre Herzlichkeit und ihr Hineindrängen in mein Junggesellenleben mehr, als nur eine oberflächliche Affäre. Mir gefiel, dass sie aktiven Anteil an meinem gewohnten Leben nahm und sich blitzschnell in meinen Freundeskreis integrierte. So hinterfragte ich nicht, wer sie wirklich war und vertraute auf ihre Erzählungen. Ich kannte weder ihre Eltern noch Geschwister. Mir gegenüber stellte sie sich als Juristin vor, die in Mindestzeit ihr Studium der Rechtswissenschaften beendet hatte und mit einer Diplomarbeit über den Jugoslawienkrieg abschloss. Nun setzte sie alles daran, die Diplomatische Akademie zu absolvieren. Ihre Mutter, so ihre Schilderung, starb an einem Hirntumor. Ein verwackeltes Foto diente ihr dabei als Beweisstück.

Sie lud mich zum Schifahren nach Tirol ein, schwärmte vom Haus ihres Vaters und den Festen, die sie dort mit ihren Freundinnen feiert.

Umso erstaunter war ich, als mich nur eine Stunde nach unserem letzten Gespräch, bei dem sie vorgab wieder in Tirol zu sein, eine Freundin kontaktierte. Sie informierte mich weinend vom tragischen Unfall Alinas und bat mich ins Wiener Allgemeine Krankenhaus zu kommen, wo sie auf der Intensivstation lag. Es ging um Leben und Tod.

Obwohl es mich wunderte, dass sie in Wien und nicht in Innsbruck medizinisch versorgt wurde, hinterfragte ich diesen Umstand zunächst nicht.

Fassungslosigkeit überkam mich, als die Frau auf dem ver-

wackelten Foto, die angeblich tot war, nun leibhaftig vor mir stand: Alinas Mutter.

War ich nun inmitten eines irrationalen Thrillers?

Alinas Freundin beseitigte dabei meine letzten Zweifel.

„Das ist ihre Mutter! Bitte gib dich ihr gegenüber nicht als ihr Freund, sondern nur als Bekannter aus“, warnte sie mich. Nach Gesprächen mit den Eltern erfuhr ich, dass sie weder ein Studium absolviert hatte, noch in einer Botschaft arbeitete.

Scheinbar gab es zwei Alinas. Eine, als der sie sich ihren und meinen Freunden darstellte, und eine andere, die sie in ihrer Familie war.

Erst nach und nach erfuhr ich, dass sie aus Bosnien stammte, von wo sie mit ihrer Familie nach Österreich flüchtete. Weil sie die Schule abbrach, aber Sport und Partys gegenüber dem Lernen priorisierte, musste sie zwangsläufig zu Hause bleiben. Scheinbar kam sie mit den verschiedenen Welten nicht zurecht. Säkularer Individualismus versus religiös geprägter Familientradition sowie Liebe zur Familie bei deren gleichzeitiger Ablehnung, stellten jene Bruchlinie dar, die vielen Einwandererkindern zu schaffen macht.

Alina kompensierte diese Widersprüche mit dem Aufbau zweier Parallelwelten: einer ihrer Familie und einer ihrer Freunde.

Ist dies nicht ein Vertrauensbruch der Sonderklasse? Oder sollte ich eher Mitgefühl und Verständnis für ihre Situation haben?

Nun saß ich an ihrem Bett und wusste, dass es das letzte Mal sein würde, sie zu sehen. Bereits hirntot, war es nur noch eine Frage von Tagen, vielleicht Stunden, bis die lebenserhaltenden medizinischen Geräte abgeschaltet würden.

Ich beschloss, sie nicht mehr zu besuchen, denn ich wollte bewusst Abschied nehmen. Nun hielt ich ihre Hand und redete mit ihr. Mir war wichtig, ihr zu vergeben und Verständnis für ihr fragwürdiges Verhalten aufzubringen. Nichts sollte mehr zwischen uns stehen. Ich verlor jedes Gefühl für die Zeit. Irgendwann war es aber dann soweit zu gehen. Als ich ihre Hand, die ich die ganze Zeit streichelte, zurücklegen wollte, passierte etwas, das ich mir bis heute nicht erklären kann.

Obwohl sie, bereits hirntot, als „lebende Leiche“ zu keinen eigenständigen Bewegungen mehr fähig war, fädelte sich ihre Hand in meine Plastikschürze ein, die jeder Besucher aus hygienischen Gründen tragen musste. Ihre Finger waren so fest in meiner Schutzkleidung verwoben, dass ich sogar Mühe hatte, sie wieder herauszubekommen.

Reiner Zufall? Unmöglich!

Unzählige Male stellte ich später die Situation nach. Mir war klar, dass hier etwas passiert war, das unmöglich rational erklärt werden kann. Trotzdem wurde es Realität. In jenem Moment, an dem sich dies ereignete, hegte ich keine Zweifel. Intuitiv sagte ich zu Alina: „Ja, ich bleibe noch ein paar Minuten.“

Ich erinnerte mich sofort daran, dass sie mich jedes Mal, als ich in der Früh zur Arbeit ging, darum bat, noch kurz zu bleiben. Daraus wurde irgendwann Routine. Ich ahnte nicht, dass dieses Ritual noch über ihren physischen Tod hinaus bestehen würde.

In jenem Moment, an dem sich dies ereignete, hegte ich keine Zweifel. Doch das sollte sich bald ändern. Jene absolute Gewissheit, dass „sie“ da war, fand ich später nie wieder.

Nicht, dass ich das Geschehene negierte. Aber ich versuch-

te ständig die Situation rational zu analysieren. Ich bin nun mal von der Wissenschaft geprägt, unverdächtig schnelle Schlüsse zu ziehen, dass es Wunder gäbe. Dabei kam ich mir vor, wie der Apostel Thomas, der die Wundmale Jesu berühren durfte. Doch im Gegensatz zu ihm, wurden meine Zweifel nicht beseitigt.

Aber eine Tatsache konnte ich nicht mehr leugnen: Die Fragen nach Gott, dem Leben nach dem Tod und den Sinn unseres Daseins waren nun für mich keine rein intellektuellen Auseinandersetzungen mehr, sondern wurden existenziell.

Mehr noch: Zum ersten Mal in meinem Leben betete ich wie ein Verrückter nicht für mich, sondern für Alina. Ihr Seelenheil und das Verlangen nach einem Wiedersehen wurden nun zum zentralen Bezugspunkt. So stark, dass ich damit auch mein bisheriges Leben hinterfragte.

Als ich die nächsten Tage im Haus meines Bruders verbrachte, war ich zunächst unfähig etwas anderes zu tun, als im Bett zu liegen und zu heulen.

Meine Schwägerin legte mir unverbindlich ein Werk zum Thema „Nahtodforschung“ auf mein Bettkästchen. Anfangs beäugte ich es etwas skeptisch, wagte mich aber dann doch an die ersten Seiten heran. Im Nachhinein stellte sich heraus, dass mir diese Literatur neue Horizonte öffnete.

Da war aber auch noch ein zweiter Gedanke, der mich beschäftigte. Als passionierter Weltenbummler, der jede freie Minute in die Entdeckung fremder Länder und Kulturen investiert, schien nun die Zeit reif, sich an etwas ganz Neues heranzuwagen. Am besten an eine Pilgerreise.

Dokumentationen, Filme und Bücher über den berühmten Jakobsweg studierte ich schon lange mit Interesse. Doch nie-mals zog ich ernsthaft in Erwägung, den Camino, wie der

Pilgerweg in Spanien genannt wird, selber zu gehen. Die rund 800 Kilometer des Camino Frances, des meist frequentierten und berühmtesten aller Jakobswege, erschienen mir sogar als Autofahrt elendslang. Noch dazu hasste ich bisher Wanderungen.

Nachdem ich mir Lektüren zum Camino Frances gekauft hatte, reiste der Gedanke immer mehr, diesen verrückten Schritt zu wagen.

„Nütze die Chance“, sagte ich mir. „Gib dem Sinnlosen einen Sinn!“

Intuitiv spürte ich, dass sich eine Möglichkeit bot, Trauer in positive Energie umzuwandeln. Denn noch immer konnte ich nicht begreifen, weshalb eine austrainierte, kerngesunde Vierundzwanzigjährige an einer Zucchini erstickt war.

Nachdem ich von meinem Arbeitgeber die Erlaubnis bekam, ausnahmsweise fünf Wochen Urlaub auf einmal konsumieren zu dürfen, konnten die Planungen beginnen.

Ein Bekannter mit Camino-Erfahrung riet mir, schon zu Hause mit dem Training zu beginnen und warnte eindringlich davor, den Pilgerweg zu unterschätzen.

Schnell galt es die notwendige Ausrüstung zu kaufen und dabei nicht zu sparen. Ein gutes Equipment, so erzählten mir Camino-Veteranen, ist Basis für alle weiteren Schritte.

Vor allem die Wanderschuhe mussten unbedingt vorher eingegangen werden, um Verletzungen zu vermeiden. Deshalb trug ich diese ab sofort. Egal, ob bei Probewanderungen oder im Büro.

Wenige Tage vor meiner Abreise nach Spanien bestellte ich über eine Jakobus-Bruderschaft einen Pilgerpass. Es handelt sich dabei um jenes Dokument, das mich nun auch „amtlich“ zum Wallfahrer machte. Mit der „Credencial del Peregrino“

erhält man die Berechtigung, die preiswerten Herbergen nützen zu dürfen. Außerdem werden dort jene Stempel von den Wegstationen eingetragen, die als Nachweis dienen, die Strecke tatsächlich gegangen zu sein. Lückenlos kann das natürlich niemand kontrollieren. Aber es handelt sich hier nicht um einen sportlichen Wettbewerb, sondern einen Pilgerweg. In Santiago de Compostela erhält jeder erfolgreiche Wallfahrer dann die „Compostela-Urkunde“.

Schon vor meiner Abreise stellten sich mir - einem Kind der Wohlstandsgesellschaft - befremdliche Fragen: Was brauche ich wirklich? Worauf muss ich verzichten?

Jedes Kilo mehr ist eine zusätzliche Last auf dem ohnehin schon beschwerlichen Weg. Empfohlen werden zwischen 9 und 11 Kilo. Ich prüfte deshalb jedes Teil kritisch. Beim geringsten Zweifel, einen Gegenstand zu benötigen, ließ ich ihn lieber zu Hause. Am Ende wog mein Rucksack 7,5 Kilo, exklusive Wasserflasche. Sensationell!

Damit stand dem Start meines vielleicht größten Abenteuers nichts mehr im Wege.

Schon einmal vom Ort Saint-Jean-Pied-de-Port gehört? Abgesehen davon, dass ich mir wochenlang den Namen nicht merken konnte, war mir das baskische Städtchen bisher völlig unbekannt. Der Ort liegt nahe der französisch-spanischen Grenze. Warum sich gerade hier der Startort für die meisten Pilger am Camino Frances entwickelte, weiß wohl niemand so genau. Vielleicht kann man damit prahlen, Spanien von Ost nach West durchwandert zu haben. Genau genommen stimmt das aber auch nur, wenn man von Santiago weiter nach Finisterre oder Muxia an der Atlantikküste pilgert. Danach ist wirklich Schluss.

Ich beschloss mit dem Zug anzureisen, auch wenn ich ein mehrmaliges Umsteigen in Kauf nehmen musste. Die lange Fahrt bot die Gelegenheit, den Horror der letzten Wochen zu verarbeiten und mich auf meine Pilgerreise vorzubereiten. Als Veteran unzähliger Reisen bin ich dafür bekannt, mich im Vorfeld penibel mit Geschichte, Kunst und Kultur auseinanderzusetzen. Obwohl auf dieser Reise Selbstreflexion im Vordergrund stand, packte mich wieder mein Forscherdrang. Dieser bewahrte mich davor, in eine längere Depression zu verfallen.

Lange überlegte ich, ob ich das sehr informative, mit herrlichen Bildern übersichtlich gestaltete Buch über die Hintergründe des Jakobswegs tatsächlich mitnehmen sollte. Der Prachtband wog ein knappes Kilo. Erst im letzten Moment beschloss ich ihn einzupacken, aber danach im Waggon liegen zu lassen. Vielleicht war das Werk ja auch eine Inspirationsquelle für jemanden anderen? So gesehen hätte es seinen Nutzen doppelt erfüllt.

Der Jakobsweg galt im Mittelalter neben Rom und Jerusalem als wichtigstes Pilgerziel der Christenheit. Selbstverständlich hieß pilgern damals etwas anderes als heute. Man ging nämlich von zu Hause weg und kehrte den gesamten Weg wieder zurück. Die Chance, nicht mehr lebend heimzukommen, war hoch. Überfälle und Krankheiten galten als selbstverständliche Risiken.

Der Lohn für diese Tortur? Seelenheil durch Ablass. Für mittelalterliche Menschen war der Glaube an den Sündenablass durch Wallfahrten selbstverständlich. Besonders in Heiligen Jahren. Adelige unterstrichen ihr Geburtsprivileg dadurch, dass sie Untertanen für sich gehen ließen. Heute würde man das „Outsourcing“ der Qualen nennen.

Erlass von Sündenstrafen zum Nulltarif, wenn man so will. Die Mächtigen waren schon damals kreativ genug, das Unangenehme und Beschwerliche zu vermeiden und die erhofften Vorteile trotzdem zu genießen. Ob dies theologisch überhaupt haltbar ist, blieb dem Klerus überlassen. Aber so genau wissen wollte es ohnehin niemand.

Schon im Mittelalter stand das große Geschäft im Vordergrund. Pilgerorte verfügen über Reliquien von Heiligen, denn die Menschen wollten damals nicht nur auf Gott vertrauen, sondern auch etwas berühren. Damit konnte eine metaphysische Verbindung zwischen materieller und geistiger Welt geschaffen werden. Wenn Reliquien schon nicht angegriffen werden konnten, sollten sie zumindest nahe sein. Neben dem Ablass der Sündenstrafen versprachen sich die Pilger auch Heilung von Krankheiten oder die Erfüllung von Wünschen. Ist es nicht eine uralte Vorstellung des Menschen zu leiden, um dafür belohnt zu werden?

Der Legende nach führte im frühen 9. Jahrhundert eine Sternenerscheinung den Eremiten Pelagius zum Grab des heiligen Jakobus. Er war einer der Jünger Jesu und gilt als Bruder des Apostels Johannes. Man sagt, er habe Spanien missioniert und sei dann zurück ins Heilige Land aufgebrochen, wo er auf Befehl von König Herodes geköpft wurde.

Danach gelangte der Märtyrer auf einem von Engeln gelenkten Boot von Palästina aus nach Nordspanien, wo er an der Ira Flavia an Land geschwemmt wurde. Seine Bestattung erfolgte angeblich auf dem Campus stellae (übersetzt: Sternenfeld).

Weshalb Bischof Theodomir die Reliquie später für echt erklären konnte, wusste wohl nicht einmal er selbst. Es waren wahrscheinlich wirtschaftliche und politische Gründe. Denn

nachdem König Alfonso II von Asturien eine Kirche über die Grabstätte bauen ließ, wurde die aufkommende Pilgerei zu dem ökonomischen Motor für die Region.

Nebenbei hielt der heilige Jakobus, in Spanien „Santiago“ genannt, auch als „Matamoros“ her. Das heißt übersetzt Maurentöter. Die Iberische Halbinsel geriet nämlich ab 711 unter die Herrschaft islamischer Araber, die schrittweise den Großteil Spaniens eroberten. Einzig der Norden Spaniens blieb immer christlich.

Von hier aus begann auch die so genannte Reconquista, die Rückeroberung der Iberischen Halbinsel und damit die Vertreibung der Mauren. Sie dauerte Jahrhunderte und fand erst 1492, im Jahr der Entdeckung Amerikas durch Kolumbus, ihren Abschluss.

Dass oft Muslime gemeinsam mit Christen gegen Christen kämpften, wird gerne verschwiegen. Ebenso, dass damals die Muslime kulturell entwickelter und, zumindest in Spanien, toleranter waren.

Wie auch immer: Der christliche Norden missbrauchte den heiligen Jakobus als Maurentöter, der für die Christen in Schlachten zieht und siegt. Noch heute finden wir viele Altäre und Portale, auf denen Jakobus, auf einem Pferd sitzend, einen Muslim niedersticht. Was heute als unchristlich gilt, war damals völlig normal. Schließlich, so dachte man, geht es ja um ein gutes Werk.

Ist es nicht absurd? Da beweine ich den Tod meiner Freundin Alina, und dort zelebrierte man die massenhafte Abschlachtung Andersgläubiger? Wie passt das zusammen?

Auch wenn heute die meisten Pilger davon gar nichts mehr wissen: Jene Legenden und Traditionen am Camino, die noch heute Gewaltakte verherrlichen, erinnern mich mehr

an das fanatische Verhalten des sogenannten Islamischen Staates in Irak und Syrien, als an die Lehre Jesu.

Ungläubig schüttelte ich den Kopf: „Das passt ja hinten und vorne nicht zusammen!“

Im 9. und 10. Jahrhundert entwickelte sich die Strecke des Camino Frances allmählich so, wie wir sie heute kennen. Schrittweise entstand die notwendige Infrastruktur in diesem abgelegenen, unwirtlichen Gebiet: Brücken, Kirchen, Klöster, Wirtshäuser, Spitäler und Läden. Ritterorden sorgten sich um die Sicherheit der Pilger und wurden zunehmend zu einem politischen und wirtschaftlichen Machtfaktor.

Vom 11. bis zum 13. Jahrhundert erlebte der Jakobsweg seine Blüte. Viele Legenden entstanden. Tracht, Pilgerstab, hochgeschlagener Hut und Jakobsmuschel konnte bald jeder. Nicht wenige sprechen heute von einer ersten Entwicklung einer europäischen Identität, schließlich kamen die Wallfahrer von allen Teilen des Alten Kontinents. Für mich ist das eine gewagte These aus der Sicht des 21. Jahrhunderts. Aber allemal überlegenswert.

Seit dem Jahr 1122 werden zudem Heilige Jahre gefeiert. Sie folgen, anders als in Rom, nicht einem bestimmten Jahreszyklus, sondern leiten sich vom Namenstag des heiligen Jakobus am 25. Juli ab. Immer, wenn dieser auf einen Sonntag fällt, darf das Jubeljahr begangen werden. Ein weiterer Schub für noch mehr Pilger.

Im 15. Jahrhundert kommt es schließlich zum Niedergang des Jakobsweges. 1589 versteckte man die Reliquie von Santiago vor dem englischen Piraten Francis Drake und fand sie nicht wieder.

„Ein Schelm, der behauptet, es hätte sie nie gegeben“, fuhr es mir mit einem Grinsen durch den Kopf. Irgendwann in-

teressierte sich kaum noch jemand für den Camino. Im 18. und 19. Jahrhundert waren Pilgerreisen sogar im erzkonservativen Spanien wegen ihrer Nähe zum Aberglauben unpopulär. Umso erstaunlicher erscheint es heute, dass genau in dieser Zeit fieberhaft nach der verloren gegangenen Reliquie gesucht wurde, die man - Welch Zufall! - in den Mauern der Apsis der Kathedrale von Santiago fand.

Als der angebliche Fund belächelt und kaum ernstgenommen wurde, beschloss der Papst 1879 in einer Bulle die Echtheit der Reliquie: *Roma locuta, causa finita.*

Das heißt: Rom hat gesprochen, der Fall ist abgeschlossen. Ende der Diskussion!

Doch die Entscheidung nahm zu dieser Zeit ohnehin kaum jemand wahr. Und wer es tat, dem war es egal.

Erst in der faschistischen Diktatur von Francisco Franco wurde der heilige Jakobus wieder für die Staatspropaganda eingespannt und zum Schutzpatron Spaniens erklärt. Mit dem Ziel, den Jakobsweg zu einer neuen Renaissance zu verhelfen. Zunächst ebenfalls ohne Erfolg.

Komischerweise kam der Durchbruch zum führenden Pilgerweg Europas erst in den 1990er-Jahren, im demokratischen, säkularen Spanien.

Was der Grund dafür war, ist nicht leicht erklärbar. Vielleicht spürten viele Menschen wieder die Sehnsucht nach alten christlichen Traditionen? Ich frage mich, ob der Boom des Camino in der Gegenwart eine Antwort auf den globalen Turbokapitalismus ist. Das Global Village macht die Welt immer mehr zum kulturellen Einheitsbrei. Hier einmal auszubrechen, kann zum großen Erlebnis werden.

Vielleicht ist es Neugier, das Verlangen nach dem etwas Anderem? Denn Eventurlaube aller Art gibt es heute schon re-

lativ kostengünstig. Sie werden vermarktet und unterwerfen sich der ökonomischen Logik der Profitmaximierung. Am Camino hingegen scheint die Zeit stehen geblieben.

Was drängt die Menschen im säkularen Europa, sich so eine Tortur anzutun und einen Monat oder länger zu pilgern?

Ist es innere Umkehr? Eine Auszeit? Die Landschaft? Die uralte Kultur? Geborgenheit? Spiritualität? Neugier?

„Wahrscheinlich ein Mix von allem“, redete ich mit mir selbst, sodass mich mein Gegenüber im Zugabteil verdutzt anschaute.

Meiner persönlichen Einschätzung nach trugen aber auch Bücher, wie Paulo Coelhos „Auf dem Jakobsweg“ oder Hape Kerkelings „Ich bin dann mal weg“ zur Popularität bei. Den Camino „massentauglich“ machten Filme wie „Pilgern auf Französisch“, „Dein Weg“, „Ich trag dich bis ans Ende der Welt“ oder „Brüder III“. Dazu kommen unzählige Dokumentationen.

Das unglaubliche Wachstum der Pilgermassen führte in den letzten Jahren zu einem Boom beim Ausbau der privaten Herbergen mit besserem Komfort. Das zog auch Menschen an, die eigentlich nicht fähig sind, so weite Strecken zu wandern.

Heute gehen die mit Abstand meisten Jakobsweg-Pilger den Camino Frances, den Klassiker der Wege in Spanien.

Trotz allem bleibt die Faszination des Jakobsweges bis heute erhalten, auch wenn der ursprüngliche Charakter, vor allem zwischen Juli und September, zunehmend verloren geht.

„Klingt nach Massenevent“, murmelte ich, als ich das Buch zuschlug, das ich gerade ausgelesen hatte.

Noch einmal umsteigen, dann bin ich in Saint-Jean-Pied-de-Port. Auch wenn es mir schwerfiel, ließ ich das Werk im Zug

absichtlich liegen. Möge der, der es findet, davon inspiriert werden.

Wahnsinn! Vor einem Monat kuschelte ich noch mit Alina und schmiedete Urlaubspläne. Doch statt einem gemütlichen Agrotourismo in der romantischen Hügellandschaft der Toskana warteten nun spartanische Herbergen.

Wohin würde mich der Camino führen? Zu mir selbst? Zum inneren Frieden? Oder steht mir das Schlimmste noch bevor?